

- regelmäßige Sitzungen (monatlich, abwechselnd PGR und Ausschüsse);
 - ein biblisches oder meditatives Element bei jeder Sitzung;
 - das Zulassen von Mitarbeit durch den Priester;
 - Mut, Aufgaben einzufordern und auch zu tun;
 - Verantwortung zu übernehmen und zu dem Gedanken auch stehen (hinter einem: „Ich kann das nicht“, „die oder der können das besser“, kann man sich gut verstecken!);
 - Mut zur Unvollkommenheit.
- Etwas zu versuchen und nicht zu erreichen ist immer wertvoller, als vor lauter „wenn und aber“ nichts zu tun. Einem unbeholfenen Wort wird oft mehr Gehör geschenkt als der schönsten Predigt, und eine zur rechten Zeit gereichte Hand zeigt mehr vom Christsein als noch so große Aktionen. Lebendige Gemeinde braucht wache, frohe Menschen, die *miteinander* versuchen, etwas von dem auch heute zu zeigen, was von den Urgemeinden gesagt wurde: Seht, wie sie einander lieben.
- Nur in der Liebe zueinander und im Ernstnehmen der individuellen Berufungen wird es uns gelingen, Kirche, Zeichen in der Welt zu sein. Ein Zeichen, das sichtbar und einladend ist für viele Menschen.

Predigt

Marie-Louise Gubler

Der andere König

(Christkönigsfest, Lesejahr C, zu Lk 23, 35–42)

Wie ein erratischer Block steht am Ende des Kirchenjahres das Christkönigsfest. Wie können wir dieses Fest in einer der ältesten Demokratien feiern? Wie paßt es in eine Kirche, die sich als „Volk Gottes“ entdeckte und zu leben begann?

Königspaare kommen zu Staatsbesuchen und werden freundlich von der Menge begrüßt; Radio Vatikan sendet das bekannte

Pausenzeichen „Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat“ (Christus siegt, regiert und herrscht) täglich durch den Äther; im spanischen Bürgerkrieg war der Ruf nach dem Christ-König gegen die Republikaner gerichteter Kampfruf der faschistischen Falange Francos. Da ist angesichts faschistischer Ausschreitungen gegen Fremde in ganz Europa äußerste Vorsicht geboten. Christus ein König? Und seine Kirche eine Monarchie? Kann dies allen Ernstes im 20. Jahrhundert vertreten werden, ohne daß ein antidemokratischer, ja reaktionärer Anspruch als Mißton mitschwingt?

Das Evangelium spricht tatsächlich von einem König, und die Inschrift über dem Kreuz sagt es in aller Deutlichkeit: „Jesus von Nazaret, König der Juden“ (INRI). Aber der am Kreuz ist ein lächerlicher Narrenkönig: von den Soldaten mit Dornenkranz und Purpurmantel verspottet, von den Vorübergehenden gelästert, vom Exekutionskommando mit ausgesuchter Grausamkeit zwischen zwei Kriminellen „erhöht“, die nun seinen „Thronrat“ bilden, von einem dieser Mitgekreuzigten beschimpft. Aber das Lukasevangelium berichtet von einem überraschenden Dialog: Einer der Gekreuzigten wendet sich an Jesus mit der Bitte „Denk an mich, wenn du in dein Reich kommst!“ Und der Narrenkönig, als Kumpan von Zöllnern, Prostituierten und Sündern abgeschrieben, läßt seinen Todesgefährten nicht im Stich: „Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein!“ Wie wir im Tod zusammengehören, so auch im kommenden Reich. Die erste Heiligsprechung im Neuen Testament markiert den Anfang einer neuen Welt, in der die Letzten die Ersten sind, die Niedrigen erhöht und die Mächtigen gestürzt werden. Der von allen verlassene Jesus sammelt im Sterben ein neues Volk. Was Lukas mit dem Zuspruch an den Schächer ausdrückte, verkündet das Johannesevangelium mit der Gruppe der vier Frauen beim Kreuz Jesu, deren Repräsentantin Maria an den Jünger verwiesen wird, der Zeuge und Garant des Evangeliums ist. Der Tod des Narrenkönigs ist die Geburtsstunde seines Volkes, seiner Kirche aus armen Frauen, hingerichteten Kriminellen und schuldig gewordenen Jüngern.

Wie sehr dieser „König der Juden“ am Kreuz zum Protestzeichen gegen eine gewalttätige

Gesellschaft werden sollte, zeigt sich an den Christen und Christinnen im Römischen Reich, die mächtigen Kaisern göttliche Anbetung und Verehrung verweigerten und für das Bekenntnis „Herr ist Jesus!“ als Staatsfeinde verleumdet, gefoltert und hingerichtet wurden. Im Bekenntnis zu Jesus als dem einzigen Herrn und König fanden unterdrückte Sklaven ihre Menschenwürde, erniedrigte Frauen einen Weg der Befreiung und auch junge Leute einen Platz in der Gemeinde Christi. In einer egalitären Gemeinschaft ließen sie die Konturen des ganz andern Königreiches aufleuchten und wirkten als bedrohlicher Sprengstoff für das Römische Imperium, das auf einem Sklavenheer und unterjochten Kolonien ruhte.

„Vae victis!“, Wehe den Besiegten! ist die Losung und Realität jeder Siegesgeschichte. Der gekreuzigte Narrenkönig aber hat es gerade mit den Besiegten zu tun. Das Christkönigsfest im Sinne des Evangeliums nimmt den Standpunkt der Unterlegenen ein. Es ist Zeichen des Protestes zugunsten der Verstummten. Der Erstgeborene der Toten ist der Erstgeborene der ganzen leidenden und stöhnenden Schöpfung. Jesus, der König am Kreuz, hat die Veränderung der Welt nicht von den andern gefordert, sondern auf eigene Kosten „durch das Blut seines Kreuzes“ erlitten, wie die Lesung (aus Kol 1, 12–20) sagt. So sind wir die Beschenkten und Aufgerufenen zugleich. Wer zu diesem König gehört, gehört hier zu jenen Menschen, die Unterlegene und Besiegte sind, zu den Schwachen und Bedrängten, deren Lebensschicksale voller Knoten sind und die in ihrer Wehrlosigkeit der Solidarität bedürfen. Diese Parteinahme kann zuweilen lebensgefährlich sein, wie der brutale Mord an den Jesuiten in San Salvador und an so vielen engagierten Christinnen und Christen in den Diktaturen dieser Welt deutlich macht. Sie kann auf alle Fälle unangenehme Folgen haben, wenn staatliche und kirchliche Machtinstrumente mit Ausgrenzung oder Ächtung reagieren, wo sie sich durch solchen Einsatz in Frage gestellt sehen.

Wie die Nachfolge des Narrenkönigs aussehen kann, erzählt Ezard Schaper in seiner tief sinnigen Legende vom vierten König, der

sich von Rußland auf den Weg nach Betlehem machte, um den neugeborenen Judenkönig zu finden. Er nimmt Linnen, Pelze, Gold, Perlen und ein Honigtöpfchen als Gaben mit und reitet auf einem struppigen Pferdchen in die Ferne. Unterwegs aber verschenkt er alle Gaben: das Linnen einer jungen Bettlerin, die ein Kind geboren hat und ihm als Gegengabe ihr Herz als Königreich schenkt; den Pelz einem ausgeraubten Überfallenen; er kauft Sklaven los, verliert Honig und Pferd und die Spur des Sternes. Zuletzt läßt er sich als Galeerensklave anstelle eines jungen Sohnes einer Witwe 30 Jahre lang an die Ruder schmieden, bis er sterbensmüde am Hafendamm zurückgelassen wird. Mit letzter Kraft läßt er sich vom Strom der Pilger nach Jerusalem mitziehen und hört von der Hinrichtung eines Königs. Er kommt zum Schindanger der Stadt, wo eben drei Kreuze aufgerichtet und drei Menschen daran gehängt werden. Und auf einmal weiß er, daß dort oben und nirgends sonst auf der Welt sein König sein muß. Schaper beendet seine Legende: „Der vierte König, der kleine aus Rußland, hob aufwärtssteigend den Kopf und blickte zu den drei Kreuzen hin . . . Und je häufiger er, langsam näherkommend, stehenblieb, desto deutlicher und inniger sah er den Herrn, seinen gekrönten Herrn, seinen König, den größten aller Zeiten und Zonen, dem als Kind zu huldigen er vor mehr als dreißig Jahren aus Rußland ausgezogen war. Er wußte, daß er es war, der da in der Mitte hing. Er wußte das – aber woher, das wußte er schon nicht mehr. Der Herr hatte ihn nur einmal anzuschauen brauchen in seinem Schmerz, da hatte er es für alle Zeit gewußt. Ihn anzuschauen und von Ihm angeschaut zu werden, aber – das war zuviel für des kleinen Königs Herz. Einen Augenblick empfand er die beseligende vollkommene Stille, in welcher der Schlag seines Herzens aussetzte – das war der Augenblick, da er lautlos vornüber zusammensank . . . Ich habe nichts, ich habe nichts mehr von allem, was ich hatte mitbringen wollen, dachte der kleine König beschämt und gequält. Das Gold, die Steine, das Linnen, die Pelzchen und selbst der Honig . . . alles ist hin und vertan. Verzeih Herr! Rußland aber . . . Doch da, als es schon vor seinem Blick dunkelte, fiel ihm das Herz der

Bettlerin ein, das sie ihm als Königreich geschenkt hatte, und er dachte an sein eigenes Herz: das einzige, das er noch zu verschenken hatte. Und in das Polster eines wilden Thymians hinein, das sich zwischen modernem Gebein ausbreitete und seinen Duft in den nahen Abend ausströmte, flüsternten seine Lippen, ohne daß er es da noch wußte: Aber mein Herz, Herr, mein Herz . . . und ihr Herz . . . Unsere Herzen, nimmst du sie an?“

Bücher

Das Volk Gottes braucht „Christen-Mut“

Leo Karrer, Katholische Kirche Schweiz. Der schwierige Weg in die Zukunft, Universitätsverlag, Fribourg/Schweiz 1991, 502 Seiten.

Jeder Katholizismus hat sein eigenes lokales und auch nationales Gepräge. Der Schweizer Katholizismus war seit jeher gekennzeichnet durch zwei Stichworte, die in der siebenhundertjährigen Geschichte dieses Landes Vorrang besaßen und immer noch besitzten: Föderalismus und Demokratie. Daraus ergibt sich vor allem für die jüngere Kirchengeschichte eine Spannung zu den Werten, die heute in unserer Kirche an erster Stelle stehen: Zentralismus und Hierarchie!

Karrers Buch erscheint nicht zufällig aus Anlaß der Jubiläumsfeierlichkeiten zum Gedenken an 700 Jahre Eidgenossenschaft und stellt wohl einen der gewichtigsten Beiträge des Schweizer Katholizismus zum Jubiläumsjahr dar. Es geht dem Autor nach seinen eigenen Worten um den Versuch „einer Re-

¹ Wer diesem vielschichtigen Gebilde „Kirche Schweiz“ auf die Spur kommen will, dem stehen seit jüngster Zeit zwei Bücher zur Verfügung, die ohne Zögern als Standardwerke zu bezeichnen sind. Einmal das Buch des Ordinarius für Schweizer Geschichte an der Universität Fribourg, Urs Altermatt: *Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert* (Verlag Benziger 1989). Dann das hier zu besprechende Buch des Ordinarius für Pastoraltheologie an der gleichen Universität, Leo Karrer.

chenschaft, warum und wie die katholische Kirche Schweiz – vor dem Hintergrund der geschichtlich gewachsenen Verhältnisse und der gesellschaftlichen Herausforderungen – ihrer Aufgabe und – theologisch gesprochen – ihrer Sendung gerecht werden kann“ (11). Ein *erster Teil* bietet die geschichtlichen und geographischen Horizonte. Es geht um „Ortsbesichtigung“. Sie wird charakterisiert als „unüberschaubare Vielfalt auf engem Raum“. Hier treffen sich Karrers Ausführungen mit den Überlegungen von Urs Altermatt. Zum historischen tritt dann freilich sehr deutlich der pastoraltheologische Gesichtspunkt. Treffend wird dabei schweizerische Eigenart und gut schweizerischer Pragmatismus mit dem Satz umschrieben: „Man orientiert sich am Machbaren und nicht am Wünschbaren.“ (31)

Ein *zweiter*, streng theologischer *Teil* entfaltet dann das, was schon Karl Rahner im Handbuch der Pastoraltheologie vor Jahren eine existentielle Ekklesiologie genannt hat. Es geht um die Frage nach Wesen und Auftrag der Kirche heute. Kirche erscheint als solidarische Heilsgemeinschaft (Communio) von Christen und Christinnen. Es werden Sendung und Auftrag der christlichen Gemeinde umschrieben. Es ergeht der Aufruf an die Katholiken in der Schweiz, solidarische Kirche zu wagen und dabei „Christen-Mut“ (ein Lieblingswort bei Karrer) zu zeigen. Daß dabei die Definition der Kirche als Volk Gottes und die Betonung der gemeinsamen Sendung aller Christen (Sendung in der Vielfalt der Charismen) dem demokratischen Grundempfinden der Schweizer besonders entgegenkommen, versteht sich von selbst. Partnerschaft, Ökumene und Diakonie sind weitere Vokabeln, die ein offenes Kirchenverständnis signalisieren, ein Kirchenverständnis, für das sich Karrer immer schon, nicht zuletzt als Mentor der Laientheologen, stark gemacht hat. Der Aufbruch der Christen und das Ende der klerikalen Kirche werden auch hier erneut thematisiert².

Am umfangreichsten fällt dann im Buch von Karrer der *Ausblick in die Zukunft* aus. Da werden nun „Brücken in die Zukunft einer solidarischen Kirche in einer Zeit des Um-

² Vgl. Leo Karrer, *Aufbruch der Christen*, München 1989.